

Religiöse Bildung in der Familie

Wer religiöse Bildung in der Familie bedenken will, begibt sich auf ein weites Feld. Mit dem Leitbegriff Bildung als „Fundamentalkategorie der Subjektivität“ (Winkler 2010, 69) rückt der Einzelne in seiner Selbsttätigkeit und Selbstreflexivität in den Mittelpunkt, und das nicht nur in einem bestimmten, klar abgrenzbaren Lebensabschnitt, sondern mit seiner ganzen Lebensgeschichte. Denn Bildung umfasst „den lebenslangen, prinzipiell offenen Prozeß der Subjektwerdung des Menschen“ (Biehl 1991, 549) und zielt auf den ganzen Menschen. Bildung in der Familie betrachtet die Einzelnen in einer speziellen Vergemeinschaftungsform und nimmt damit Beziehungen in den Blick, die durch ein spezifisches Kooperations- und Solidaritätsverhältnis bestimmt sind (vgl. Nave-Herz 2008, 707f.).

Religiöse Bildung wiederum nimmt den Menschen in einer bestimmten Perspektive in den Blick. Der Religionsbegriff steht für eine spezifische Welt- und Lebensdeutung, in der Menschen sich selbst „im Ausgriff auf eine letzte unbedingte und das eigene Dasein tragende Dimension der Wirklichkeit zu verstehen versuchen“ (Lauster 2005, 146). Religion gibt es nicht an sich, sondern nur in Gestalt von Religionen. Insofern ist im Religionsbegriff immer auch eine Vielfalt angelegt, die bei der hier zu bedenkenden Thematik Berücksichtigung zu finden hat. Dazu kommt, dass die Familienperspektive in eigener Weise die Notwendigkeit grundlegender Differenzierung einträgt, denn *die* Familie gibt es nicht. Es gibt nur Familien, die sich in vielfacher Hinsicht voneinander unterscheiden. Will man nun religiöse Bildung in der Familie untersuchen, ist ein Blick auf diejenigen Aspekte unerlässlich, die diese Unterschiede eintragen. Sie markieren in gewisser Weise den Rahmen, in der sich eine Theorie religiöser Bildung in der Familie zu bewegen hat.

1. Familientheoretische Perspektiven

Familien unterscheiden sich voneinander. Da ist zum einen ihre Struktur. Folgt man der Familiensoziologin Rosemarie Nave-Herz und berücksichtigt die unterschiedlichen Rollenzusammensetzungen (Elternfamilien mit bzw. ohne formale Eheschließung sowie Mutter- bzw. Vater-Familien) und Familienbildungsprozesse (durch Geburt, Adoption, Scheidung/Trennung, Verwitwung, Wiederheirat, Pflege-schaft), lassen sich derzeit in Deutschland 16 verschiedene, rechtlich mögliche Familientypen benennen (vgl. Nave-Herz 2002, 16). Mit jeder dieser Familienformen sind unterschiedliche Herausforderungen verbunden, die nicht ohne weiteres egalisiert werden können. Von großer Bedeutung ist, dass die familialen Vernetzungen

weit über die in einem Haushalt zusammenlebende Familie hinausgehen. Hans Bertram hat dafür den Begriff der multilokalen Mehrgenerationenfamilie geprägt (Bertram 2003). Auch wenn Familienmitglieder an unterschiedlichen Orten leben, fühlen sie sich in besonderer Weise miteinander verbunden und verstehen sich selbst als eine Familie. Dabei kommt den Großeltern eine besondere Bedeutung zu.

Außerdem ist zu bedenken, dass Familien einer Entwicklung unterliegen, weil sich die Rollen der Familienmitglieder im Laufe des Lebenszyklus verändern. Der Volksmund sagt: „An den Kindern sieht man, wie die Zeit vergeht.“ Das Alter der Kinder ist denn auch ein wichtiges Kriterium für die Unterscheidung verschiedener Stadien (bzw. Familienzyklen), wobei jedes Stadium eigene Aufgaben in sich birgt. In diesen Umbrüchen stellen sich für die einzelnen Familienmitglieder neue Herausforderungen, die sie zu bewältigen haben. Jede Phase hat also ihre eigene Prägung.

Beide genannten Punkte, die Struktur wie auch die Entwicklung innerhalb einer Familie, sind im Zusammenhang zu sehen. So gibt es nicht nur Entwicklungen innerhalb einer sich hindurchziehenden Familienstruktur. Vielmehr führen veränderte Strukturen (Scheidung, Tod des Partners) auch zu veränderten Familienentwicklungsaufgaben.

„Wie auch immer die konkreten Familienformen und zugehörigen Entwicklungsaufgaben aussehen: Dadurch, daß sich Familien ihnen stellen, sie durch gemeinsames Handeln zu bewältigen versuchen, und zugleich im Handlungsvollzug bestehende Kompetenzen konsolidieren bzw. sich neu aneignen, entsteht eine besondere Beziehungsqualität zwischen den Mitgliedern des Personensystems ‚Familie‘.“ (Schneewind 1995, 164)

Familie ist nicht einfach nur da, sondern muss immer wieder aufs Neue konstituiert werden, weil gesellschaftliche Rahmenbedingungen und Vorgaben im Zuge der Ausdifferenzierung und Enttraditionalisierung ihre allgemein gültige Prägekraft verloren haben. Das hat Auswirkungen auf die Beziehungen der Familienmitglieder untereinander sowie deren Verhältnis zur Umwelt. Sie sind neu auszuhandeln und zu schaffen. Familien müssen deshalb – anders als noch vor fünfzig Jahren – vielfältige Gestaltungsleistungen erbringen durch individuelle Praktiken, Routinen und Rituale. Begrifflich aufgenommen wird das im Gedanken des „Doing Family“ (Deutsches Jugendinstitut 2009).

Rechtlich wird die Familie als Beistandsgemeinschaft bezeichnet. Der grundlegende Gedanke, der damit verbunden ist, wird sehr schön in einer Kinderäußerung eingefangen: „Familie ist, wo man nicht rausgeworfen wird.“ (Domszen 2006b)

Diese besondere Verbundenheit der Familienmitglieder basiert auf einem immer neu auszuhandelnden Gleichgewicht zwischen individueller Autonomie der Familienmitglieder sowie ihrer Verbindung miteinander. Denn nicht nur die Familie als Ganze unterliegt einer Entwicklung, auch die einzelnen Familienmitglieder durchlaufen eine individuelle Entwicklung. Wer von der Familie spricht, hat also einerseits die Familie als Ganze in den Blick zu nehmen, in ihrer Verbundenheit miteinander. Andererseits sind aber auch die Einzelnen zu bedenken, die individu-

elle Entwicklungsaufgaben im Kontext des Beziehungssystems Familie zu bewältigen haben.

Die sich im Lebensgang einer Person entfaltenden Handlungsspielräume und Kompetenzmuster lassen sich unter dem Begriff der Autonomie zusammenfassen. Familie operiert also immer „im Kontext von Verbundenheit und zugestanderener Autonomie“ (Schneewind 1995, 165). Die Entwicklungspsychologie spricht hier von „Metaentwicklungsaufgaben, welche die im Familienlebenszyklus alters- und situationsspezifisch auftretenden Familienentwicklungsaufgaben überlagern“ (Schneewind 1995, 165). Dabei ergänzen sich familiär-gemeinschaftliches und individuelles Handeln nicht immer problemlos. – Eine Phase, in der dieses besonders deutlich zu Trage tritt, ist die Adoleszenzzeit der Kinder. Aber vom Grundsatz her gilt das auch für die anderen Lebensaltersphasen der Kinder. – Die Folge ist, dass die sich im bisherigen Beziehungsprozess eingeepegelte Balance von Verbundenheit und zugestanderener Autonomie auf eine harte Probe gestellt wird und ein neues Austarieren dieser Variablen erforderlich ist. Mit Wynne kann man den dafür notwendigen Prozess als Gegenseitigkeit bezeichnen (vgl. Wynne 1985, hier zit. n. Schneewind 1995, 165).

Wer also Familie in den Blick nimmt, hat das Wechselspiel von Gemeinschaftlichkeit und Individualität immer mit zu bedenken. Die Familie als Ganze ist wichtig, aber eben auch der Einzelne, der sich in dieser Gemeinschaft entfalten soll. Insofern impliziert Familie eine doppelte Blickrichtung: auf das Ganze, das gestärkt werden soll, aber auch auf den Einzelnen, der – manchmal mit, aber auch manchmal ohne dieses Ganze – gestärkt werden soll.

Darüber hinaus gibt es noch einen weiteren wichtigen Punkt: Familie ist ein höchst dynamisches Gebilde. Das gilt mit Blick auf den familialen Binnenraum, wie es dargestellt wurde. Das gilt aber auch im Blick auf die Familie als Ganzes und ihre Einbettung in den sozialen Kontext. Familie ist nicht das Flaggschiff, das unbeirrt seine Bahnen durch die Zeiten zieht. Sie ist kein Gegenpol der Gesellschaft, in dem beispielsweise christlicher Glaube überdauern könnte, auch wenn sich die Gesellschaft tiefgreifend gewandelt hat. Vielmehr agiert sie *relativ* autonom, d.h. sie wird von ihrer Umgebung geprägt, setzt aber nicht alles eins zu eins um, sondern verarbeitet die Impulse aus dem sie umgebenden Kontext familienspezifisch. Deshalb ist von vornherein das familiale Umfeld mit zu bedenken. Die Kontexte bestimmen wesentlich den familialen Binnenraum. Das wiederum hat auch Einfluss auf Konturierung religiöser Bildung in der Familie.

2. Religionspädagogische Perspektiven

Im religionspädagogischen Diskurs ist die Familie lange Zeit vernachlässigt worden. Zum großen Teil lag es daran, dass sie einfach da zu sein schien und daher gesonderte Anstrengungen nicht als erforderlich erachtet wurden. Zwar wusste man vom Grundsatz her, dass die Familie auch für die Entwicklung von Religiosität

wichtig ist, insofern selbst elementare Begriffe wie Gott vom Kind nicht allein gefunden werden können (Schweitzer 1999, 183) und ein Kind in der Familie seine Primärsozialisation erfährt. Trotzdem blieb die ausdrückliche Beschäftigung damit lange ein Nebenzweig religionspädagogischer Forschung.¹

Seit den 1990er Jahren lässt sich eine verstärkte Auseinandersetzung mit der Familie als Lernort des Glaubens beobachten. Grundlegend dafür waren nicht zuletzt empirische Untersuchungen in sozialisationstheoretischer Perspektive, die belegen, dass in der Kindheit gemachte religiöse Erfahrungen von besonderer Bedeutung sind, weil sie langfristige Konsequenzen haben und in späteren Lebensabschnitten nicht einfach nachgeholt werden können (vgl. Tamminen 1993). Neuorientierungen sind durchaus möglich, scheinen sich aber nicht auf alle Bereiche religiöser Erfahrungen gleichermaßen zu beziehen (vgl. Hamberg 1991).² Vor allem hinsichtlich des Gottesbildes lässt sich die Bedeutung der frühkindlichen Prägungen kaum überschätzen. Denn, was „später unter ‚Gott‘ vorgestellt wird, wird vorstrukturiert durch die Abfolge der Subjekt-Objekt-Differenzierung und bleibt an die mehr oder weniger gut gelingende Ablösung gebunden. Damit sind die ersten Bezugspersonen, in der Regel also die Eltern, bestimmend für die spätere Gottesvorstellung“ (Fraas 1993, 190). Die frühkindliche Prägung in der Familie bestimmt also zu großen Teilen das Profil der Religiosität im Lebenslauf. Sehr deutlich kommt das beispielsweise in den EKD-Mitgliedschaftsumfragen zum Ausdruck, die alle 10 Jahre durchgeführt werden.³ Fast alle, die im Rahmen der dritten und vierten Umfrage interviewt worden sind, antworteten auf die bewusst offen gehaltene Erzählaufforderung unter den Stichworten Kirche, Glaube, Christentum und Religion mit einer Erinnerung an emotional bedeutsame Erfahrungen mit Kirche und Religion in ihrer Kindheit und Jugend. Sie klopfen gleichsam ihre Biografie ab und suchten nach Erlebnissen, die sie damit in Verbindung bringen konnten. Religion wird dabei nicht inhaltsbezogen, sondern von der Lebensgeschichte her beschrieben. „Erst im lebensgeschichtlichen Rückbezug erlangen Fragen nach Kirche und Glauben, nach Christentum und Religion eine persönliche Relevanz.“ (Engelhardt/von Löwenich/Steinacker 1997, 145) Auffällig oft findet dabei die Familie Erwähnung, in der man aufgewachsen ist. Durch sie werden vor allem in der Kindheit religiöse Impulse aufgenommen, gefiltert und weitergegeben. So betont etwa Gisela (41 Jahre, verheiratet, ein Kind), dass ihr Glaube nicht durch die Kirche vermittelt worden sei: „Mein Glaube oder so, der ist im Grunde genommen auch nur durch die Erziehung gewachsen oder so, weil mir das von zu

1 Das gilt nicht nur für den evangelischen Bereich, sondern auch für den katholischen, wengleich die Familie dort insgesamt stärker Beachtung findet. Grundlegend sind die Arbeiten von Norbert Mette (1983) auf katholischer Seite und von Hans-Jürgen Fraas (1993) auf evangelischer Seite.

2 Vorstellungen über die Existenz von Himmel und Hölle bilden hier eine Ausnahme.

3 Eine sekundäranalytische Auswertung der dritten und vierten Mitgliedschaftsuntersuchung unter der Familienperspektive findet sich bei Domsgen 2006a, 100-260. Auch bei der fünften EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft lässt sich die hohe Bedeutung der Familie aufzeigen (vgl. Evangelische Kirche in Deutschland 2014).

Hause aus mitgegeben worden ist. [...] Der ist aus 'ner ganz anderen Beziehung entstanden, eben aus dem Familienhaus, durch 'ne engere Beziehung.“ (Studien- und Planungsgruppe der EKD 1998, I/317)

Der Familie kommt also – nicht zuletzt auch mit Blick auf weitere religionspädagogische Aktivitäten in Schule und Gemeinde – eine fundamentale Bedeutung zu, weil hier Prägungen erfolgen, die im weiteren Lebenslauf nicht einfach abgelegt werden können. Eine religiöse Profilierung in der Familie ist geradezu unvermeidlich, denn letztlich ist es „unmöglich“, in der Familie „nicht-religiös zu erziehen“ (Mette 1983, 17). Aus Sicht einer am Christentum orientierten Religionspädagogik ist dabei von besonderer Bedeutung, dass es „eines entsprechenden Angebots“ (Fraas 1993, 192) bedarf, um zu einer christlichen Gottesvorstellung zu gelangen. Grundsätzlich ist die Phase der frühen Kindheit eine religionsaffine Phase. Denn „kein Kind erfindet Gott, aber jedes ist bereit, an ihn zu glauben“ (Fraas 1993, 192). Insofern ist es verständlich, dass sich eine handlungsorientierende Religionspädagogik in besonderer Weise auf diese Phase im Familienzyklus, also auf Familien mit kleinen Kindern, bezieht und entsprechende Impulse geben will. Besonders die katholische Religionspädagogik hat sich unter dem Stichwort der „Familienkatechese“ damit befasst und mit Blick auf die Profilierung einer kirchlichen Religiosität Überlegungen dazu angestellt (vgl. Biesinger 2012a, 2012b; Biesinger/Gaus/Stroezel 2008). Dabei ist unmittelbar einsichtig, dass sich die Bemühungen zur Förderung familialer religiöser Erziehung nicht allein auf die Kinder konzentrieren dürfen, sondern immer auch die Eltern (und Großeltern) im Blick haben müssen. Das liegt zum einen daran, dass Kinder Fragen stellen, die Eltern neu ins Fragen bringen und verunsichern können. Zum anderen jedoch ist auch zu beachten, dass nicht nur die Phase als Kleinkind, sondern auch die Erfahrung des Elternseins – und zwar vor allem unmittelbar nach der Geburt des Kindes – transzendentes Potenzial in sich birgt.⁴ Vor Augen führen lässt sich das anhand der Interviews, die im Rahmen der EKD-Mitgliedschaftsuntersuchungen geführt wurden. Deutlich wird das beispielsweise bei Malte, einem Arzt, der sich selbst als Atheist bezeichnet. Er war im Rahmen der vierten EKD-Mitgliedschaftsumfrage wiederholt interviewt worden. Seine Glaubenseinstellungen hatten sich im Vergleich zum Interview vor 10 Jahren kaum geändert. Allerdings führte die Erfahrung der Elternschaft zum Wiedereintritt seiner Frau in die Kirche und zur Taufe der Kinder. Im diesem Zusammenhang stellt auch Malte sich Fragen zum Leben und Glauben. Dabei führt die Erfahrung des Vaterseins zu einer vorsichtigen Öffnung der religiösen Dimension gegenüber. „Hätte Malte keine Tochter, die angesichts eines toten Spatzen das Problem der Endlichkeit des Lebens aufwirft, auf das er lieber mit dem Verweis auf einen Engel antwortet als mit der Erläuterung des biologischen Verfallsprozesses, hätte sich in seinem Leben vielleicht die ‚rationale‘ Perspektive gänzlich durchgesetzt.“ (Wohlrab-Sahr 2006, 333)

4 Albert Biesinger spricht hier davon, dass Familie ein Ort ist, „an dem wesentlich Religion generiert wird“ (Biesinger 2012b, 101).

Religiöse Bildung in der Familie ist also nicht nur mit Blick auf die Herkunftsfamilie, sondern ebenso hinsichtlich der eigenen Zielfamilie zu untersuchen. Dabei wäre auch verstärkt danach zu forschen, wie sich die Tatsache auswirkt, dass der Anteil der Bevölkerung, der in einem Haushalt mit Kindern lebt, seit Jahren rückläufig ist (vgl. Peuckert 2004, 384f.). Ebenso von Interesse ist die Frage, wie sich die Großeltern-Enkel-Beziehung auf die religiöse Bildung auswirkt.

Eine dritte Phase, die unter der Familienperspektive für die Entwicklung von Religiosität bedeutsam ist, stellt sich ein, wenn die eigenen Eltern oder Großeltern krank werden oder sterben. Auch hier kann eine Interviewpassage aus den EKD-Mitgliedschaftsuntersuchungen erhellend sein. So erzählt Kathy (25 Jahre, lebt mit ihrem Freund zusammen, kinderlos):

„... meine Oma war die letzte Zeit im Krankenhaus und ist da an einem Dickdarmkrebs operiert worden. Und dann so, so das Gefühl der Hilflosigkeit, und, oder Aussichtslosigkeit. Und dann diese, dieses Flehen, daß es weitergeht. Und auf der anderen Seite eben das, das Wissen, daß trotz allem das nicht in meiner Macht liegt, was passiert.“ (Studien- und Planungsgruppe 1998, I/507f.)

Aufgrund der gestiegenen Lebenserwartung ist die gemeinsam verbrachte Zeit von Eltern und Kindern so lang wie noch nie. Das Sterben und der Tod der eigenen Eltern treffen Menschen in der Mitte ihres Lebens oder auch erst danach. Gegenwärtig steht die Frage der Pflege der alt gewordenen Eltern bei vielen im Mittelpunkt. Sie ist – auch unter religionspädagogischer Perspektive – als Herausforderung zu begreifen.

Die Beispiele von Gisela, Malte und Kathy verdeutlichen, wie wichtig Beziehungen im Nahbereich und dabei vor allem die familialen Beziehungen für die Profilierung von Religiosität sind. Des Weiteren zeigen sie, dass Impulse zur religiösen Entwicklung nicht nur – obwohl diese Phase in vielerlei Hinsicht grundlegend ist – auf die Kindheits- und Jugendphase beschränkt sind, sondern im gesamten Lebenslauf auftreten. Es lassen sich also Abschnitte im Lebenslauf markieren, in denen die Auseinandersetzung mit religiösen Fragen in besonderer Weise angestoßen wird oder werden könnte. Die Familie spielt dabei eine grundlegende Rolle.

Familie ist in besonderer Weise durch ein hohes Maß an Intimität gekennzeichnet. Die hier stattfindenden Lernprozesse sind vornehmlich nichtintentional ausgerichtet. Hier wird schnell deutlich, dass religiöse Bildung nicht auf die Tradierung von Glaubensinhalten beschränkt werden kann, sondern auf eine bestimmte Einstellung zur Welt und zum Leben insgesamt abzielt. Religiöse Bildung ist Teil der allgemeinen Persönlichkeitsentwicklung. Insofern umfasst religiöse Bildung immer auch eine implizite und eine explizite Seite (vgl. Domsgen 2006b, 279-283). Implizit ist religiöse Bildung dort, wo Menschen bedingungslose Liebe erfahren und elementare Erfahrungen von Vergebung, Geborgenheit und Versöhnung machen können. Dies scheint in der Familie besonders gut möglich. Allerdings sind Menschen, auch im Erwachsenen- und nicht nur im Kindesalter, darauf angewiesen, dass ihnen die religiöse Dimension explizit eröffnet wird bzw. sie Impulse empfangen, die ihnen helfen, ihr eigenes Leben und die Welt im Licht der Nähe

Gottes zu deuten und zu gestalten. Die Familie kann dabei in einzigartiger Weise die Verbindung von im Handeln spürbarer und erfahrbarer Annahme und einer Explizierung der religiösen Dimension im Reden und Tun ermöglichen. Christ-Werden und -Sein kann nicht vom Person-Sein und -Werden getrennt werden. Nirgends ist das besser zu realisieren als in der Familie.

3. Empirische Perspektiven

Die empirische religionspädagogische Familienforschung im deutschsprachigen Raum steckt weiterhin mehr oder weniger in den Kinderschuhen. Um sich hier einen Überblick verschaffen zu können, bietet es sich an, die eingangs getroffene Differenzierung aufzunehmen und zwischen Arbeiten, die sich auf die Familie als Ganze beziehen, und denjenigen, die einzelne Familienmitglieder in ihrer religiösen Entwicklung untersuchen, zu unterscheiden. Dabei wird kein Anspruch auf Vollständigkeit erhoben. Vielmehr geht es um eine zusammenfassende Übersicht, um auf deren Grundlage abschließend einen Ausblick auf Forschungsdesiderate wagen zu können.

3.1 Mit Blick auf die Familie als Ganzes

Bereits 1983 hatte Norbert Mette festgestellt, dass „die Familie viel stärker als bisher als Subjekt ernstgenommen werden“ (Mette 1983, 340) müsse. Vor dem Hintergrund einer Reihe von Einzelbefunden – vorwiegend aus dem Feld quantitativer empirischer Forschung – war dies klar zu belegen (vgl. z.B. Zinnecker/Silbereisen 1996). Einen wichtigen Impuls auf dem Weg dahin gab Ulrich Schwab 1995 mit seiner qualitativen empirischen Untersuchung zur Tradierung von Religiosität im Generationenprozess. Dabei legt er mit dem Begriff der „Familienreligiosität“ eine unverzichtbare terminologische Grundlage (Schwab 1995), mit der vor Augen geführt werden kann, dass Religiosität in der Familie einen deutlich pragmatischen Charakter hat. Sie profiliert sich auf der Grundlage der vorhandenen Familientradition und den Anforderungen des Alltags und steht oft stärker unter dem Vorzeichen von Kontinuität als dies den einzelnen Familienmitgliedern bewusst ist. Gleichzeitig wird deutlich, wie die unterschiedlichen sozialen Kontexte Auswirkungen auf die Profilierung von Religiosität in der Familie haben.

Unter diesem Vorzeichen verdient auch die kulturwissenschaftliche Untersuchung von Monika Wohlrab-Sahr, Uta Karstein und Thomas Schmidt-Lux (2009) Beachtung. Sie untersucht auf der Grundlage von Interviews mit drei Generationen den religiösen und weltanschaulichen Wandel bei ostdeutschen Familien und zeichnet einerseits nach, wie religiöse Positionen verändert, und andererseits, wie säkulare Traditionen geschaffen wurden. In beiden Untersuchungen wird deutlich, wie grundlegend familiale Überlieferungen und Transformationen sind. Den Wirkungen solcher intergenerationeller Tradierungsprozesse im Feld religiöser

Erziehung widmet sich eine interdisziplinäre Untersuchung an der Universität Tübingen, die in den Jahren 2000-2002 durchgeführt wurde (Biesinger/Kerner/Klosinski/Schweitzer 2005). In religionspädagogischer, kinder- und jugendpsychiatrischer sowie kriminologischer Perspektive werden Ergebnisse qualitativer und quantitativer empirischer Forschung analysiert, wobei sich keine Beispiele fanden, „bei denen die religiöse Entwicklung ohne maßgeblichen Einfluss der Familie geblieben wäre“ (Schweitzer 2005, 18). Zugleich wird deutlich, dass familiäre Erziehung nie allein wirksam ist, sondern immer im Zusammenspiel mit Einflüssen anderer Sozialisationsinstanzen gesehen werden muss. Die Wirkung religiöser Erziehung in der Familie ist ambivalent. Sie kann förderlich sein für die Persönlichkeitsentwicklung, kann diese aber auch behindern. Grundlegend dafür ist die Gestaltung der familialen Interaktion. Religiöse Erziehung muss „sowohl von ihrer Inhaltsdimension als auch von ihrer Beziehungsdimension her gesehen werden“ und ist „in die weiteren Zusammenhänge sowohl der Familienerziehung überhaupt als auch der Familienkonstellation“ eingebunden, die sie „wiederum positiv oder negativ“ (Schweitzer 2005, 19) mitbestimmen. Verdichtet in den Blick genommen werden können diese Faktoren in Ritualen, wie eine Studie von Christoph Morgenthaler und Roland Hauri zeigt (Morgenthaler/Hauri 2010a). Untersucht wurden bei deutschschweizer Familien drei Typen von Familienritualen: Taufen, Weihnachtsfeiern und Abendrituale, wobei die unterschiedlichen Rituale mithilfe verschiedener – vornehmlich qualitativer – Methoden dargestellt werden. Auch hier zeigt sich, dass sich Familien mit unterschiedlichen Lebensstilen ebenso hinsichtlich der Ritualgestaltung voneinander unterscheiden. Zugleich wird deutlich, dass Kinder nie nur Objekte religiöser Erziehung sind, sondern sich als „Partner in einem Prozess der intergenerationellen Ko-Konstruktion kultureller Praktiken“ erweisen, wobei „die generationale Ordnung nicht nur dargestellt, sondern immer neu auch hergestellt“ (Morgenthaler 2010, 183) wird. Insgesamt fällt auf, wie stark intergenerationelle Beziehungen rituell geprägt sind. Der größte Teil der Eltern praktiziert mit den eigenen Kindern Rituale, die er selbst in der Kindheit erlebt hat. „Religiosität und Ritualität sind durchgehend in einem schwachen bis mittleren Ausmaß positiv miteinander korreliert.“ (Zehnder/Morgenthaler 2010, 210) Allerdings ist der Zusammenhang nur „mäßig“, wobei beide durchaus ihrer eigenen Logik folgen und nicht „weitgehend identisch“ (ebd.) sind.

Maßgeblich dafür ist zu einem großen Teil der Grad religiöser Pluralität in der Familie. Nimmt er zu, führt das häufig zu „Unsicherheit“, „da es den Beteiligten an angemessenen Bearbeitungsstrategien fehlt und über strittige oder Streit auslösende religiöse Fragen in der Familie lieber geschwiegen wird“ (Schweitzer 2005, 19). Das zeigen nicht nur die Tübinger Untersuchungsergebnisse, sondern auch andere Studien. So rekonstruieren Friedrich Schweitzer und Albert Biesinger in evangelisch-katholischen Familien grundlegende Faktoren, die im Entscheidungsprozess zur religiösen Erziehung eine Rolle spielen (Schweitzer/Biesinger 2009). Diese müssen nicht immer zu einer konflikthafter Auseinandersetzung führen, wie bereits die Arbeit von Nils Logemann gezeigt hat (vgl. Logemann 2001, 210).

Das liegt vor allem an einem Umfeld, das immer weniger zu einer Festlegung auf eine Position drängt und die religiöse Frage unter dem Signum einer freien Entscheidungsfindung auf die nächste Generation überträgt. Zumindest lässt sich eine Tendenz dazu in den Arbeiten von Regine Froese und Heide Liebold aufzeigen. Erstere untersucht das Gottesverständnis und die religiöse Praxis von Kindern in christlich-muslimischen Familien, letztere die religiöse Erziehung in christlich-konfessionslosen Familien. In beiden Untersuchungen zeigt sich, dass das Thema „Familie und Religion“ eng „verbunden ist mit Fragen der Rollenaufteilung, der Kommunikationskultur, der Entscheidungsfindungen und dem Alltagsleben des Paares“ (Liebold 2005, 210). Faktoren wie Statusdenken und Durchsetzungskraft gegenüber dem anderen spielen eine wichtige Rolle, ebenso wie der „Aspekt der freien Entscheidung“ (Froese 2005, 256). Das Kind soll selbst eine Entscheidung hinsichtlich seiner religiösen Orientierung treffen, allerdings ohne dabei auf explizit familiäre Hilfestellungen zurückgreifen zu können, da sich auf Elternebene (noch) keine gemeinsame Religiosität herausgebildet hat. Der Kontext gewinnt hier eine große Bedeutung. Die Familie bleibt dahingehend wichtig, als dass sie auf der Mikroebene die Rahmenbedingungen vorgibt, innerhalb derer sich die Religiosität der Kinder entwickelt und ausformt (mit Blick auf die Kita vgl. z.B. Biesinger/Edelbrock/Schweitzer 2011). Eine aktive religiöse Erziehung findet allerdings nicht statt. Dies gilt auch für den Fall, dass beide Elternteile keiner Religionsgemeinschaft angehören und sich selbst als nicht religiös verstehen. In welcher Weise Familie hier dennoch religiös prägend ist, bleibt bisher mehr oder weniger im Ungewissen. Was passiert, wenn die Familie selbst zum „autonomen, sinnproduzierenden Lebenszusammenhang“ geworden ist, „der keine anderen Sinnspender benötigt“ (Ebertz 1988, 406)? Wie gehen Kinder und Jugendliche, die in solchen Familien aufwachsen, mit expliziten religiösen Impulsen um? Mit solchen Fragen wird der Blick von der Familie als Ganze auf die einzelnen Familienmitglieder gelenkt. Dass die Familie in der Kombination von Inhalts- und Beziehungsebene wichtig bleibt, steht außer Frage. Wie die einzelnen Familienmitglieder in ihrer Rolle davon bestimmt werden, ist jedoch nur ansatzweise untersucht. Auf einige wenige Ergebnisse dabei soll im Folgenden skizzenhaft hingewiesen werden.

3.2 Mit Blick auf die Religiosität der einzelnen Familienmitglieder

In aller Regel sind es einzelne inhaltliche Aspekte, die unter Hinzuziehung der Familienperspektive untersucht werden. Ein größeres Forschungsprojekt dazu wurde von Anna-Katharina Szagun initiiert, die in einer Langzeitstudie das Gottesverständnis und die Gottesbeziehung von Kindern erforscht, die in mehrheitlich konfessionslosem Kontext aufwachsen (vgl. Szagun 2006). Interessant sind dabei vor allem die Einzelkindstudien, die Michael Fiedler vorgelegt hat, lassen sie doch klar die Bedeutung familialer Sozialisation erkennen, die auch dann, wenn nicht explizit religiös erzogen wurde, grundlegend ist (vgl. Fiedler 2010). Es sind nicht zuletzt solche Ergebnisse, die vor Augen führen, dass es kein religionspädagogo-

gisches Handlungsfeld gibt, das auf eine Analyse unter der Familienperspektive verzichten könnte. Für die Konfirmandenarbeit, den schulischen Religionsunterricht und eine familienorientierte Gemeindegarbeit liegen erste Perspektivierungen vor.⁵ Die Potenziale, die sich hier aufzeigen lassen, resultieren teilweise auch aus den familialen Rollen. Dass das Eltern- und Großelternsein religionsproduktiv sein kann, wurde bereits angedeutet. Dem nachzugehen erweist sich als sehr gewinnbringend, wie erste Überlegungen zeigen.⁶ Allerdings handelt es hier lediglich um erste Problemanzeigen. Umfassende Untersuchungen dazu fehlen noch.

4. Ausblick

Zum gegenwärtigen Zeitpunkt ist die Religionspädagogik noch ein ganzes Stück von einer Ausarbeitung einer elaborierten religionspädagogischen Theorie der Familie entfernt. Das liegt zu einem großen Teil auch am Fehlen entsprechender empirischer Untersuchungen. So fehlt für Deutschland nicht nur eine groß angelegte Untersuchung zu Ritualen im Familienleben. Vielmehr ist insgesamt viel zu wenig darüber bekannt, wie Familien „mit einer größeren Distanz zum christlichen Glauben, Familien mit niedrigerem Einkommen und niedrigerem Bildungsstand der Eltern und Familien in anderer als klassischer Rollenbesetzung“ (Morgenthaler, Hauri 2010b, 247) ihr Familienleben rituell gestalten sowie ob und wenn ja, in welcher Weise Religion dabei eine Rolle spielt. Ebenso wären verstärkt Familien mit einem durch Migration gekennzeichneten Hintergrund sowie Familien, die seit mehreren Generationen konfessionslos sind, zu untersuchen. Bisher steht in der Forschung die kirchliche Religiosität im Mittelpunkt. Vor diesem Hintergrund wäre dann auch die Erarbeitung einer Typologie denkbar, die „bislang erst in Ansätzen vorliegt“ (Schweitzer 2005, 19). Notwendig dafür wären weitere qualitative Forschungen, die dazu verhelfen, die familiäre Binnenlogik in der Profilierung der Familienreligiosität sowie der Religiosität der einzelnen Familienmitglieder zu verstehen und nachzuzeichnen. Darauf aufbauend könnten dann quantitative Forschungen die Situation religiöser Bildung in der Familie konturierend beschreiben.

5 Vgl. z.B. mit Hinweisen zu den entsprechenden empirischen Befunden: Domsgen/Hinderer 2010; Domsgen 2006, 2007; Domsgen/Spenn 2012. Zum sog. KU-3-Projekt in der württembergischen Landeskirche vgl. Cramer/Ilg/Schweitzer 2009.

6 Vgl. z.B. zum Elternsein: Sommer 2009; zum Großelternsein (mit Hinweisen auf entsprechende empirische Befunde): Domsgen 2009 sowie zum Vatersein: Domsgen 2013.

Literatur

- Bertram, H. (2003): Die multilokale Mehrgenerationenfamilie – Von der neolokalen Gattenfamilie zu multilokalen Mehrgenerationenfamilie. In: Feldhaus, M.; Logemann, N.; Schlegel, M. (Hg.): Blickrichtung Familie. Vielfalt eines Forschungsgegenstandes. Würzburg: Ergon, S. 15-32.
- Biehl, P. (1991): Theologische Aspekte des Bildungsverständnisses. In: Der Evangelische Erzieher 43; H.6, S. 575-591.
- Biesinger, A. (2012a): Kinder nicht um Gott betrügen. Anstiftungen für Mütter und Väter. 15. Aufl., Freiburg i. Br., Basel, Wien: Herder.
- Biesinger, A. (2012b): Gotteskommunikation. Religionspädagogische Lehr- und Lernprozesse in Familie, Gemeinde und Schule. Ostfildern: Matthias Grünewald Verlag.
- Biesinger, A.; Edelbrock, A.; Schweitzer, F. (Hg.) (2011): Auf die Eltern kommt es an! Interreligiöse und Interkulturelle Bildung in der Kita. Münster, New York, München, Berlin: Waxmann.
- Biesinger, A.; Gaus, R.; Stoezel, H. (2008): Erstkommunion als Familienkatechese. Fundierungen, Konkretionen und empirische Ergebnisse. In: Kasper, W.; Biesinger, A.; Kothgasser, A.: Weil Sakramente Zukunft haben. Neue Wege der Initiation in Gemeinden. 2. Aufl., Ostfildern: Matthias Grünewald Verlag, S. 70-95.
- Biesinger, A.; Kerner, H.-J.; Klosinski, G.; Schweitzer, F. (Hg.) (2005): Brauchen Kinder Religion? Neue Erkenntnisse – Praktische Perspektiven. Weinheim, Basel: Beltz.
- Cramer, C.; Ilg, W.; Schweitzer, F. (2009): Reform von Konfirmandenarbeit – wissenschaftlich begleitet. Eine Studie in der Evangelischen Landeskirche in Württemberg. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus.
- Deutsches Jugendinstitut (2009): Doing Family – Den Alltag von Familien ernst nehmen. <http://www.dji.de/index.php?id=42144> [Zugriff: 20.05.2014]
- Domsgen, M. (2006a): Familie und Religion. Grundlagen einer religionspädagogischen Theorie der Familie. 2. Aufl., Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt.
- Domsgen, M. (2006b): „Familie ist, wo man nicht rausgeworfen wird.“ Zur Bedeutung der Familie für die Theologie – Überlegungen aus religionspädagogischer Perspektive. In: Theologische Literaturzeitung 131; H.5, S. 467-486.
- Domsgen, M. (2006c): Kaum gefragt, aber von grundlegender Bedeutung. Welchen Religionsunterricht finden Eltern eigentlich gut? (Jahrbuch der Religionspädagogik 22), Neukirchen-Vluyn: Neukirchener Verlag, S. 136-147.
- Domsgen, Michael (2007): Welche Kirche braucht die Familie? Ansprüche und Bedürfnisse von Familien gegenüber Kirche. In: Pastoraltheologie 96; H.9, S. 350-365.
- Domsgen, M. (2009): Generation: Familie und Lebenserwartungen. In: Klie, T.; Kumlehn, M.; Kunz, R. (Hg.): Praktische Theologie des Alterns. Berlin, New York: Walter de Gruyter, S. 259-283.
- Domsgen, M. (2013): Väter in der Kirche: Glaube, Gemeinde, Gesellschaft. In: Pastoraltheologie 102; H.4, S. 1-15.
- Domsgen, M.; Hinderer, M. (2010): Konfirmandenarbeit und Familie. In: Böhme-Lischewski, T.; Elsenbast, V.; Haeske, C.; Ilg, W.; Schweitzer, F. (Hg.): Konfirmandenarbeit gestalten. Perspektiven und Impulse für die Praxis aus der Bundesweiten Studie zur Konfirmandenarbeit in Deutschland. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus, S. 56-68.
- Domsgen, M.; Spann, M. (Hg.) (2012): Kirche und Familie. Perspektiven für die Evangelische Kirche in Mitteldeutschland. (Texte der Bildungskammer 2), Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt.

- Ebertz, M. N. (1988): Heilige Familie? Die Herausbildung einer anderen Familienreligiosität. In: Deutsches Jugendinstitut (Hg.): *Wie geht's der Familie? Ein Handbuch zur Situation der Familien heute*. München: Kösel, S. 403-413.
- Engelhardt, K.; von Loewenich, H.; Steinacker, P. (1997): *Fremde Heimat Kirche. Die dritte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft*. Gütersloh: Gütersloher Verlag.
- Evangelische Kirche in Deutschland (Hg.) (2014): *Engagement und Indifferenz. Kirchenmitgliedschaft als soziale Praxis V. EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft*. Hannover.
- Fiedler, M. (2010): *Strukturen und Freiräume religiöser Sozialisation. Religiöse Sozialisation und Entwicklung von Gotteskonzepten bei Kindern aus Familien im konfessionslosen Kontext Ostdeutschlands*. Jena: Verlag IKS Garamond.
- Fraas, H.-J. (1993): *Die Religiosität des Menschen. Ein Grundriß der Religionspsychologie*. 2. Aufl., Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Froese, R. (2005): *Zwei Religionen – eine Familie. Das Gottesverständnis und die religiöse Praxis von Kindern in christlich-muslimischen Familien*. Gütersloh, Freiburg i.B.: Herder.
- Hamberg, E. M. (1991): *Stability and Change in Religious Beliefs, Practice, and Attitudes: A Swedish Panel Study*. In: *Journal for the Scientific Study of Religion* 30; H.1, S. 63-90.
- Lauster, J. (2002): *Religion als Lebensdeutung. Theologische Hermeneutik heute*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Liebold, H. (2005): „In dieser Hinsicht lassen wir uns eigentlich ziemlich in Ruhe“. *Religiöse Erziehung in christlich-konfessionslosen Familien. Ein Beitrag aus Ostdeutschland*. In: *Wege zum Menschen* 57; H.3, S. 239-253.
- Mette, N. (1983): *Voraussetzungen christlicher Elementarerziehung. Vorbereitende Studien zu einer Religionspädagogik des Kleinkindalters*, Düsseldorf: Patmos.
- Morgenthaler, C. (2010): *Abendrituale. Wenn Eltern und Kinder gemeinsam Rituale kreieren*. In: Morgenthaler, C.; Hauri, R. (Hg.) (2010a): *Rituale im Familienleben. Inhalte, Formen und Funktionen im Verhältnis der Generationen*. Weinheim, München: Juventa, S. 161-186.
- Morgenthaler, C.; Hauri, R. (Hg.) (2010a): *Rituale im Familienleben. Inhalte, Formen und Funktionen im Verhältnis der Generationen*, Weinheim, München: Juventa.
- Morgenthaler, C.; Hauri, R. (2010b): *Schlussfolgerungen und offene Fragen*. In: Morgenthaler, C.; Hauri, R. (Hg.) (2010a): *Rituale im Familienleben. Inhalte, Formen und Funktionen im Verhältnis der Generationen*. Weinheim, München: Juventa, S. 235-249.
- Nave-Herz, R. (2002): *Familie heute. Wandel der Familienstrukturen und Folgen für die Erziehung*. 2. Aufl., Darmstadt: Primus.
- Nave-Herz, R. (2008): *Ehe und Familie*. In: Willems, H. (Hg.): *Lehr(er)buch Soziologie. Für die pädagogischen und soziologischen Studiengänge*, 2. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 703-720.
- Peuckert, R. (2004): *Familienformen im sozialen Wandel*. 5. Aufl., Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Schneewind, K. A. (1995): *Familienentwicklung*. In: Oerter, R.; Montada, L. (Hg.): *Entwicklungspsychologie. Ein Lehrbuch*. 3. Aufl., Weinheim: Beltz, S. 128-166.
- Schwab, U. (1995): *Familienreligiosität. Religiöse Traditionen im Prozeß der Generationen*. Stuttgart, Berlin, Köln: W. Kohlhammer.
- Schweitzer, F. (1999): *Lebensgeschichte und Religion. Religiöse Entwicklung und Erziehung im Kindes- und Jugendalter*. 4. Aufl., Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus.

- Schweitzer, F. (2005): Wirkungszusammenhänge religiöser Familienerziehung. Ergebnisse der Tübinger Familienstudie und religionspädagogische Konsequenzen. In: Biesinger, A.; Kerner, H.-J.; Klosinski, G.; Schweitzer, F. (Hg.) (2005): Brauchen Kinder Religion? Neue Erkenntnisse – Praktische Perspektiven. Weinheim, Basel: Beltz, S. 11-21.
- Schweitzer, F.; Biesinger, A. (2009): Religiöse Erziehung in evangelisch-katholischen Familien. Freiburg, Basel, Wien: Herder.
- Sommer, R. (2009): Kindertaufe – Elternmotive und theologische Deutung. Stuttgart: Kohlhammer.
- Studien- und Planungsgruppe der EKD (1998): Quellen religiöser Selbst- und Weltdeutung. Die themenorientierten Erzählinterviews der dritten EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, I: Dokumentation. Hannover: I/307-1/334.
- Szagan, A.-K. (2006): Dem Sprachlosen Sprache verleihen. Rostocker Langzeitstudie zu Gottesverständnis und Gottesbeziehung von Kindern, die in mehrheitlich konfessionslosem Kontext aufwachsen. Jena: Verlag IKS Garamond.
- Tamminen, K. (1993): Religiöse Entwicklung in Kindheit und Jugend. Frankfurt a.M., Berlin, Bern, New-York, Paris, Wien: Peter Lang.
- Winkler, Michael (2010): Erziehung. In: Krüger, H.-H.; Helsper, W. (Hg.): Einführung in Grundbegriffe und Grundfragen der Erziehungswissenschaft. 9. Aufl., Opladen, Farmington Hills: Verlag Barbach Budrich, S. 57-78.
- Wohlrab-Sahr, M. (2006): Kulturelle Diversität und ein verbindendes Kontrastprinzip: Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge. In: Hermelink, J.; Grevel, J. P.; Kretzschmar, G. (Hg.): Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge Bd. 2. Analysen zu Gruppendiskussionen und Erzählinterviews. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus, S. 321-338.
- Wohlrab-Sahr, M.; Karstein, U.; Schmidt-Lux, T. (2009): Forcierte Säkularität. Religiöser Wandel und Generationendynamik im Osten Deutschlands. Frankfurt a.M.: Campus.
- Wynne, L. C. (1985): Die Epigenese von Erziehungssystemen. Ein Modell zum Verständnis familiärer Entwicklung. In: Familiendynamik 10; S. 112-146.
- Zehnder, S.; Morgenthaler, C. (2010): Familienrituale und Religiosität im Vergleich der Generationen. In: Morgenthaler, C.; Hauri, R. (Hg.) (2010a): Rituale im Familienleben. Inhalte, Formen und Funktionen im Verhältnis der Generationen. Weinheim, München: Juventa, S. 187-211.
- Zinnecker, J.; Silbereisen, R. K. (1996): Kindheit in Deutschland. Aktueller Survey über Kinder und ihre Eltern. Weinheim, München: Beltz Juventa.